

das wird

Jetzt nur noch das Leben leben

Patrick Duff war mit Strangelove mal semi-berühmt. Jetzt gastiert er mit neuem Album im Norden

Von Benjamin Moldenhauer

Auf Youtube ist ein Liveclip von einem Auftritt von Patrick Duff zu sehen, in dem der britische Songwriter einen Song der Beatles covert. „Eleanor Rigby“ mutigerweise, nur mit Akustikgitarre und Stimme, und es funktioniert. Die Melancholie des Stücks und seine behutsame, aber auch spontan wirkende Verwandlung in einen spartanischen und leicht psychedelischen Folksong eignet sich gut als Einstieg in Leben und Werk eines hierzulande eher übersehenen Singer-Songwriters.

Patrick Duff spielt am Samstag in Bremen in der Lila Eule. Die Woche drauf tritt er in Hamburg auf, am Donnerstag. Duff hat die Songs seines neuen Albums „Another Word for Rose“ im Gepäck, das im November erscheint, und sein erstes Buch, die Autobiografie „The Singer“. Da kann man dann nochmal nachlesen, wie dieses Musikerleben so verlaufen ist.

In den 1990ern war Patrick Duff mit Strangelove semi-erfolgreich. Die Band aus Bristol lief mit den drei Alben, die bis zur Auflösung 1998 erschienen, eher neben dem Britpop-Hype her. Ihre Musik hatte mit der robusten Lad-Ästhetik von Oasis nichts zu tun, aber auch nur wenig mit dem großformatigen Pop von Blur oder Pulp. Strangelove standen mit ihrem schrädelig-psychedelischen Indierock immer etwas abseits.

Patrick Duff hat dann auch mit dem momentan massiv drohenden Britpop-Revival wenig am Hut. Nach dem Ende seiner Band entwickelte er eine sehr eigene und trotzdem traditionsbewusste Form des Singer-Songwri-

Der Bandleader schlief während Interviews betrunken ein und machte suizidale Andeutungen

ter-tums, dem ersten Genre für biographisch Beschädigte. Und zu erzählen hatte Duff in seinem Buch und auf seinen Alben in dieser Hinsicht genug. Depression, Alkoholismus und Drogen, und alle drei wohl in der Maximaldosis. Der Bandleader schlief während Interviews betrunken ein und machte suizidale Andeutungen. Strangelove waren bald danach am Ende, und Patrick Duff ging in die Wälder, meditieren. Dort wurde er zwei Jahre später gefunden und konnte 2021 volle 15 Jahre Abstinenz auf Facebook feiern.

Dieser auch für sonstige Exzessverhältnisse im Rockzirkus heftige Absturz klingt nach in der Musik, die Patrick Duff auf seinen Soloalben gespielt hat. Angenehm unspektakuläre, abgeklärte und von einer befreiend wirkenden Selbstironie gefärbte Songs sind da zu hören. Das erste, „Luxury Problems“, erschien 2005 und ist noch mit der Soundästhetik von Strangelove verbunden. Von da an verwandelte Patrick Duff sich Schritt für Schritt in einen Singer-Songwriter, der so etwas wie ein Nick Drake für die mit ihm altgewordenen Britpop-Kidnies von damals werden will. Was als Kompliment gemeint ist. Je spartanischer diese Songs arrangiert sind, desto schöner werden sie. Eines seiner besten Alben ist dementsprechend „Leaving my Father's House“, das von sanften Syd-Barrett-Vibes durchweht wird und in einer Songzeile Gestus, Antrieb und Versprechen des Spätwerks simpel und direkt, wie eigentlich immer in dieser Musik, zusammenfasst: „I do my best to live my life / And I rise above the pain.“

Das alles ist, wie gesagt, musikalisch nicht weltbewegend, in seiner Einfachheit und Konstanz aber sehr anrührend. Und es ist schön zu wissen und zu sehen, wie hier einer nach einem radikal durchgezogenen Totalabsturz weitermachen konnte und einfach weitermacht und offensichtlich seinen Frieden gefunden hat.

der austauschbare-glamour

Die Hamburger Vorabendkrimi-Aktrice Anna Hofbauer übernimmt die Rolle der Titelheldin-Gattin Ginny in „Harry Potter und das verwunschene Kind“. Schön. Aber: Wissen Sie noch, wen sie ablöst? 40 Köpfe zählt der Cast. Doch die Rollen brachten Ruhm für keinen der jetzt 25 Ausgetauschten.

Konzert Patrick Duff (Strangelove), Lila Eule, Bernhardstr. 10, Bremen, 14. 9., 20 Uhr
Hebebühne, Barnerstr. 30, Hamburg, 19. 9., 20 Uhr



„Arbeitsbücher für Ausländer“: Erstmals 2011 erlaubte eine Ausstellung den Blick auf massenhafte Zwangsarbeit in Pommern Foto: Sauer/dpa

„Ich wollte Verdrängtes erzählen“

Ulrike Dotzer liest im Warburg-Haus aus ihrem Drei-Generationen-Roman „Goldener Boden“: Er handelt von ihrem Nazi-Großvater und Pommerns NSDAP-Euphorie

Interview **Petra Schellen**

taz: Frau Dotzer, seit wann wissen Sie, dass Sie von pommerschen Handwerkern abstammen?

Ulrike Dotzer: Seit meiner Kindheit. Das gehörte zu den rituellen Erzählungen während der Familientreffen. Vor allem meine Großmutter sprach immer wieder von der herrlichen Zeit in Stolp, dem heute polnischen Slupsk, auch vom Friseurberuf, der in meiner Kindheit noch sehr präsent war. Eine meiner Tanten führte die Familientradition fort und arbeitete als selbstständige Friseurin. Mein Ur-Urgroßvater war noch Schmied gewesen und mein Urgroßvater dann Friseur.

taz: In Ihrem Drei-Generationen-Roman „Goldener Boden“ emigriert ein 19-Jähriger 1896 aus Pommern in die USA. Hat er ein Vorbild in Ihrer Familie?

Dotzer: Ja, meinen Urgroßvater. Ich habe das recherchiert und im Auswanderermuseum in der Hamburger Ballinstadt seinen Namen auf den Passagierlisten gefunden. Über seine Erfahrungen in Amerika wissen wir nichts. Es ist nur verbürgt, dass er nach drei Jahren zurückkam. Die Erfahrungen Gustavs in den USA im Roman sind fiktiv.

taz: Wann haben Sie bemerkt, dass die Erzählungen über Ihre Vorfahren lückenhaft waren?

Dotzer: Als mir in der Schule beim Thema Nationalsozialismus klar wurde, dass die Deutschen den Zweiten Weltkrieg verschuldet hatten. Das war ein riesiger Kontrast zur Haltung meines Großvaters, der – das wusste die ganze Familie – nach wie vor Antisemit war und die „jüdische Weltverschwörung“ dafür verantwortlich machte. **taz: Was hat er selbst über die NS-Zeit erzählt?**

Dotzer: Dass er während des Kriegs Gendarm gewesen sei. Ich habe später recherchiert, dass es damals eine Landgendarmarie gab, als Teil des NS-Apparates. Am frapperendsten war für mich die Entdeckung, dass mein Großvater eine Blutgruppen-Tätowierung unter dem Arm hatte. Er war also in der SS gewesen. Auf meine Nachfrage bejahte er, sagte aber, er habe nie einen Menschen getötet. Seine Erzählung ging so: Er, der gelehrte Kaufmann, war Anfang des

landwirtschaftlich geprägten Gegend wirtschaftliche Einbußen erlebt und fühlten sich von Berlin abgehängt.

taz: Wie präsent war die NSDAP im dortigen Alltag?

Dotzer: Das habe ich durch Archivrecherchen gemeinsam mit Robert Kupisinski, dem Archivar des Mittelpommerschen Museums in Slupsk, ergründet. Wir haben die Lokalzeitungen von damals angeschaut, die in polnischen Archiven leichter zugänglich sind als in deutschen.

„Mich hat die Begegnung mit zwei einstigen Zwangsarbeitenden sehr beeindruckt. Sie hat mir bewusst gemacht, wie prägend dieses Leid Hunderttausender bis heute im polnischen Kollektivgedächtnis ist“

Krieges zur Polizei gewechselt, um nicht als Soldat eingezogen zu werden. Das mag auch sein. Tatsächlich war die Polizei aber eine ideologische Speerspitze des NS-Staats. Nahezu alle Polizisten traten früher oder später der SS bei.

taz: Ihr Roman benennt auch die starke NSDAP-Unterstützung in Pommern. Warum war Ihnen das wichtig?

Dotzer: Weil ich glaube, dass die totale Begeisterung für die NSDAP in ländlichen Regionen bis heute unterschätzt wird. Pommern, Ostpreußen und Dithmarschen waren sehr frühstramm nationalsozialistisch. Bei Ostpreußen und Pommern erklärt es sich zum Teil dadurch, dass sie nach dem Ersten Weltkrieg die Verschiebung der Grenzen erlebt hatten. Sie fanden, dass durch den Friedensvertrag von Versailles die polnische Grenze viel zu nah an die Kreisstadt herangerückt war. Außerdem hatten sie in dieser

Slupsker Organisation ehemaliger ZwangsarbeiterInnen erkundigt, bin aber nicht fündig geworden. Mich hat allerdings die Begegnung mit zwei einstigen Zwangsarbeitenden sehr beeindruckt. Sie hat mir bewusst gemacht, wie prägend dieses Leid Hunderttausender bis heute im polnischen Kollektivgedächtnis ist. Auch auf dieses hierzulande oft ausgeblendete Thema wollte ich mit meinem Roman hinweisen.

taz: Ihre Großmutter floh 1945 aus Stolp nach Thüringen in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und 1949 weiter nach Kiel. Warum?

Dotzer: Erstens, weil die Familie – ihre vier Kinder, der aus Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Ehemann und ihr Vater – in Bad Bibra, einem Dorf an der Grenze zwischen Thüringen und Sachsen-Anhalt, armutgefährdet war. Der zweite Grund: Die Rote Armee erschoss auf ihrem Vormarsch alle deutschen Polizisten als Handlanger des NS-Regimes. Auch die DDR, die aus der SBZ hervorging, verfolgte Nazis intensiver als die Bundesrepublik. Die Familie floh also, weil mein Großvater mit Inhaftierung rechnen musste. Später in Schleswig-Holstein hat das niemanden interessiert. Da war er der Friseur aus Stolp.

taz: Erfüllt der Roman für Sie eine persönliche Funktion?

Dotzer: Ja. Es ging mir darum, von Verdrängtem zu erzählen, weil ich dieses Schweigen als typisch für viele deutsche Familien empfinde. Ich erzähle, wie es eine Familie prägte, die die NS-Vergangenheit immer unter dem Tisch kehren musste, auch um zu überleben. Und ich spüre, wie sich das bis in meine Generation fortsetzt: als Scheu, Konflikte anzusprechen und auszu-tragen.

taz: Gab es Zwangsarbeitende im Ort?

Dotzer: Ja. Der große Teich vor einer Stolper Schule hieß im Volksmund „See Genezareth“, eine höhnische Anspielung auf jüdische ZwangsarbeiterInnen. 1942 lebten 30.000 Zwangsarbeitende in Stadt und Landkreis Stolp – bei insgesamt 80.000 EinwohnerInnen. Auch das Dienstmädchen unserer Familie war eine polnische Zwangsarbeiterin.

Was wissen Sie über sie?

Sie hieß „Luzie“, in meinem Roman „Lucja“. Ich habe herauszufinden versucht, was aus ihr wurde und mich bei der

Lesung und Diskussion mit dem Slupsker Stadtarchivar Robert Kupisinski, Warburg-Haus, Hamburg, 10. 9., 19 Uhr.



Ulrike Dotzer
Jahrgang 1961, arbeitete als Redakteurin für das Hamburger Abendblatt, den NDR und Arte. Sie liest aus ihrem Roman „Goldener Boden“, 608 S., 26 Euro.